

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Die Kaze in der Butter.

Von Charles-Louis Philippe.

Nicht nur, daß Boyand, der Mehger, groß war, er war auch dick. Er füllte seinen Platz aus in der Stadt. Man hätte ihn von weitem an seinem Umfang erkannt, aber seiner Farbe halber auch. Er war rot. Sein Haar war rot, wie das anderer rothaariger Leute, seine Backen aber ließen sich nur mit dem Feuer vergleichen. Wenn er an einer Scheune vorüberkam, rief man ihm zu:

„Komm nicht zu nahe. Hier ist Stroh.“ Das Leben mußte für ihn wie er selber sein, mordsmäßig, rot und lustig, um sich damit abfinden zu können. Das weiße Fleisch der Kälber mochte er nicht. Er aß Rindfleisch in Mengen. Er hätte gern etwas gegessen, was mehr Fleisch war als das Fleisch selber, um auch dieses roh zu essen. Leichten Wein mochte er nicht, er trank schweren Wein, den er in großen vollen Gläsern wie Blut in sich hineingoss. War er mit dem Wein zu Ende, so fing er mit dem Schnaps an, um sich innerlich zu wärmen; der Schnaps allein war seiner Temperatur gemäß. Die Schuld trug unleugbar als erste die Frau des Regrain. Boyand hatte sich zu Regrain begeben, um ein Kalb zu holen, das er einmal, als er auf Reisen war, gekauft hatte. Als er hinkam, befand sich die Frau des Regrain allein zu Hause und war gerade mit ihrem Butterfaß beschäftigt. Sie sagte:

„Regrain arbeitet auf seinem Felde. Warten Sie auf mich, ich will ihn holen.“

Sie ging, Boyand ganz allein im Zimmer zurücklassend. Sie beging hiermit einen Fehler. Boyand war nicht gern allein. Hätte sie ihm wenigstens zu trinken gegeben, so hätte er zum Zeitvertreib getrunken. Wäre ein Kind zugegen gewesen, so hätte er es hoch oben auf den Schrank gestellt. Er konnte sich doch wirklich nicht hinsetzen und die Beine übereinander kreuzen. Was tun? Es war nur eine Kaze im Zimmer mit ihrem Käshen. Da Boyand sie ansah, ohne viel darauf zu achten, bemerkte er das Butterfaß. Und da kam ihm ein Einfall.

Er packte das Käshen, hob den Deckel des Butterfasses und quetschte das Tier hinein. Erst jetzt konnte er sich in Geduld fassen und auf Regrains Frau warten.

Sie kam mit ihrem Mann zurück. Boyand kümmerte sich um den Handel. Man band das Kalb los, lud es auf den Wagen, nahm den Preis desselben entgegen. Die Frau des Regrain, wie das Brauch ist, äußerte:

„Es tut einem doch leid, es dem Mehger zu geben.“

Der Mann erwiderte:

„Die Tiere sind halt da, um gegessen zu werden.“

Die Frau nahm ihre Arbeit wieder auf, denn so ist das Leben. Sie schlug ihre Butter und schlug sie gut. Ihre Butter galt für die beste in der Gegend. Sie vergaß des Kalbes. Es war doch ärgerlich, daß man sie gestört hatte. Man sollte nie gestört werden beim Buttern. Die ihrige fing schon an, sich zu setzen. Es wunderte sie sogar:

„Gewitter war keins. Dabei ist es, als ob mein Rahm geronnen wäre.“

Sie drückte so fest sie konnte, um ihn zu verdünnen: in der Tat, ihre Butter war hart wie Käse. Sie geriet in Zorn, zerdrückte sie, und sprach sie an, wie jemanden, der sich einem widersetzt.

„Ich werde dich lehren, du Scheusal, du!“

So zwar, daß Regrain nicht umhin konnte, ihr zu sagen:

„Statt so zu wettern, schau doch lieber, ob nicht etwas im Faße steckt.“

Richtig. Sie hob den Deckel; sie blickte aufmerksam in das Faß. Was sie sah, war zu eigentümlich, als daß sie nicht nachgedacht hätte, bevor sie sprach. Sie forderte sogar ihren Mann auf, hinzuzutreten.

„Sieh her, ist da nicht etwas ganz Schwarzes drin?“

Man faßt nicht gern die Butter mit den Händen an, weil das nicht sauber ist für die Leute, welche sie kaufen. Regrain sagte:

„Es wird doch kein Schmutz in deinen Rahm gefallen sein?“
Man ist nie ganz sicher, wenn man auch noch so rein ist. Sie antwortete:

„Ich glaube nicht.“

„Da gibt es nur eins. Stülpe deinen Armel hinauf und lange hinein.“

Sie stieß drei Schreie aus. Der erste war ein Angstschrei; sie stieß ihn beim Anfassen eines unförmlich großen und klebrigen Gegenstandes aus, der am Boden des Fasses war. Den zweiten Schrei stieß sie aus beim Herausnehmen dieses Gegenstandes, und den dritten Schrei, der am durchdringendsten war, stieß sie aus, als sie die kleine Kaze ans Licht zog.

Im übrigen waren sowohl Regrain wie seine Frau sofort im Bilde. Es war Boyand! Sie wußten genau, daß man bei ihm auf alles gefaßt sein mußte, aber dies hätten sie nie erwartet. Er hatte sich benommen wie ein Mehger.

Armes Tierchen! Sogar seiner Frau machte Regrain den Vorwurf:

„Du hättest nicht so zu drücken brauchen. Du hättest dir denken können, was es war.“

Sie hätte weinen können, sowohl der Kaze als des Streites wegen, der auszubrechen drohte. Es war doch nicht ihre Schuld. Sie legte das Käshen in eine Ecke des Kamins. Es war ganz platt gedrückt. Die Alte näherte sich. Sie schledte an ihrem Zungen. Regrain war wütend, und setzte er sich da nicht in den Kopf, daß die Kaze nicht an ihm herumschledte, weil es ihr Zunges, sondern weil es von Rahm überzogen war. Er jagte sie mit großen Fußtritten davon.

Dann erst dachte man an die Butter. Regrain war der Meinung, daß niemand es wissen würde; die Frau sollte nur weiter ihre Butter rühren und am Markttag verkaufen, als ob das Unglück nicht passiert wäre. Aber sie war stolz und auf das gute Renommee ihrer Produkte erpicht. Noch ehe sie die Frage erwogen hatte, rief sie aus:

„Nie im Leben!“

Regrain geriet auf einen anderen Einfall: da sie die nicht verkaufen wollte, so würden sie sie selber hernehmen. Aber davon wollte sie auch nichts wissen.

Ob er auch immer wieder sagte:

„Es ist doch besser sie herzunehmen, als sie verderben zu lassen.“

Vier Pfund waren es gewiß. Voll Zorn stand Regrain auf und ging wieder auf das Feld hinaus.

Am Tag nach diesem düsteren Vorfall war Markt. Die Frau ging mit ihrem Korb in die Stadt. Sie wußte, daß sich jeden Vormittag gegen elf Uhr Boyand zu Monsel, dem Gastwirt, begab, um seinen Barmut zu nehmen. Sie lauerte ihm auf. Und als er dort inmitten seiner Trinkgenossen saß, ging sie in die Mehgerei, wo Frau Boyand ganz allein war. Sie gab ihre Erklärungen ab:

„Ihr Mann hat mir gesagt, daß Sie Butter einfaßen wollten und mich beauftragt, Ihnen vier Pfund davon zu bringen.“

„Richtig,“ sagte die Mehgerin, „er war gestern bei Ihnen.“

Arme Frau! Seine üblen Streiche erzählte er ihr freilich nicht. Es tat einem sogar leid, sie zum Besten zu halten! Sie zahlte die Butter. Die Frau des Regrain war bei der Sache und verlangte sogar ein gutes Geld dafür: dreißig Sous für das Pfund! Auf dem Markt kostete es nur sechsundzwanzig Sous, aber gleichviel! Der Uberschuß sollte die Kaze decken!

Als Boyand beim Nachhausekommen die Geschichte hörte, hatte er zum Glück noch nicht zu Mittag gegessen; denn es hätte ihn der Schlag treffen können. Er ging ohne Hut auf die Straße; die Regrains umbringen hätte ihn nicht genügt. Er hätte sie überdies noch essen müssen. Ihr Haus ansteden war eine geringe Bergeltung. Bis auf die Mauern hätte er es niederreißen und auf den Trümmern herumtanzen mögen, bis er sie zu Staub zertritten hätte. Das Erbreich von Regrains Feldern hätte er auf-

werfen mögen, von einer gräßlichen Krankheit befallen werden und sie darüber erbrechen.

Er ging wieder heim, seine Mühe zu holen. Er hatte gute Lust, seinen Wagen anzuspinnen und sich schnurgerade in den Fluß zu stürzen. Eine Butter, in welcher eine Käse freiert war! Zwar schreckte Boyand vor keiner Speise zurück. Er hätte von einem abgelagerten Ochsen, von krankem Kalb, magerem Schwein, einer alten Henne, ja einem stamesischen Schwein gegessen, wenn es hätte sein müssen. Er hatte sogar einmal einen Igel und sogar einen Raben gefressen. Er hätte dies alles im Notfall in einer Suppe verkochen lassen. Aber eine Käse! Zwar konnte man ja nicht sagen, daß es ein unsauberes Tier sei. Als er beim Regiment war, hatten sich eines Tages die Soldaten, sowie er selbst, während der großen Manöver einer Käse bemächtigt, ihr das Fell abgezogen, sie gekocht und gegessen. Was ihn schreckte, war der Gedanke an den Schnurrbart. Er war gelb gewesen. Sicher waren die Haare naß, als das Tier aus dem Butterfaß hervorgezogen wurde. Aus Käsen, die in Rahm ertränkt werden, entsteht eine schmutzige Masse. Die ganze Butter schien ihm zu einer unnennbaren Flüssigkeit zerronnen, die er Käsesaft nannte. Er fühlte, daß er sein ganzes Leben unfähig sein würde, zu essen. Er ätzte. Er konnte nicht einmal mehr gehen. Seinen Wagen anspannen? Wozu? Er hätte vielleicht nicht die Kraft gefunden. Er ging in sein Schlafzimmer, weil dort niemand war. Er wollte am liebsten allein in der Ecke sterben, wie ein Hund. Er setzte sich nieder. Er legte seine Mühe ab, die ihn drückte. Armer Boyand! Er hielt beide Hände vor das Gesicht, um nichts mehr zu sehen, und zwischen seinen dicken Mehrgreifern fühlte er dicke Tränen rinnen, die Tränen des großen Kindesopfers, der er war.

(Aus der Sammlung seiner Erzählungen Ch. v. Philippes, die unter dem Titel „Das Bein der Liennette“, mit Holzschnitten von Frans Mosereel, im Kurt-Wolff-Verlag, München, erschien.)

Tinea, der Kleiderfeind.

Von R. Francé.

„Eine Motte! Mach sie doch tot.“ Unter diesem Feldgeschrei werden alljährlich Millionen harmloser Kleinschmetterlinge erhascht oder meistens auch nicht erhascht, denn kennzeichnenderweise fürchtet der Mensch nicht seine wahren Feinde, sondern die viel unschuldigeren Mitbewohner seines Heimes, die ihm Schaden in seinem Geldsack bereiten. Ein schredlicher Feind des Menschengeschlechtes ist die Stubenspiege. Immer mehr verdichtet sich die Vermutung, die heute schon von vielen Naturforschern als Gewißheit ausgesprochen wird, daß sie ohne die Stubenspiege keine ansteckenden Krankheiten geben würde. Sie ist der wahre Verschlepper der noch lebensfähigen Bazillen, ein rostloser tückischer Kobold. Viele Menschen dulden mit gutmütigem Lächeln eine „Winterspiege“ in ihrer Stube, schonen sie aus einer übel angebrachten Sentimentalität, ohne zu bedenken, daß sie damit die Stammutter ungezählter Scharen am Leben erhalten, die den ganzen Sommer den Dank in Form von Ansteckungsversuchen abstaten werden. Es hat sich neuererzeit ein Fall einwandfrei nachweisen lassen, daß durch Wintersliegen in einem Fremdenheim die Grippe längere Zeit zum besonderen Uebel dieses Hauses wurde und mit ihrer Vertilgung verschwand.

Das alles weiß man aber nicht oder man denkt nicht daran. Dagegen ist jedem Kind die Kleidermotte als der vielleicht ärgste Schädling aus dem Reich der Fliegen im Heim des Menschen eingepflanzt. Aber vielleicht wären die Menschen nicht anders, selbst wenn ihnen die wahren Zusammenhänge bekannt wären, denn sieht man es nicht allenthalben, wie Geld und Gut vor Gesundheit und Leben geht? Und wieder ist es kennzeichnend für den Menschen von heute, daß er auch den Schädling, den er so fürchtet, nicht richtig kennt, in unserem Fall nicht einmal einen wahren Begriff von dem Leben der Kleidermotte und ihrer Bedeutung für die Wirtschaft hat.

Es frage sich doch jeder, der diese Zeilen liest, nach. Wenn es hoch kommt, wird er sagen, die Kleidermotte ist ein kleiner Schmetterling. Das ist allerdings nicht schwer zu erraten, wenn man das kleine Ding auffliegen sieht. Und nur unsere Frauen werden aus den Erfahrungen ihres jährlichen Kampfes noch einiges zu erzählen wissen von den „Wärmern“, die die eigentlichen Urheber aller „schädig“ gewordenen Wollfächer sind, von dem Flug der Schmetterlinge, der im Februar anhebt und im Mai seinen Höhepunkt erreicht, und vieles von ihren Erfahrungen über den Nutzen des „Einschlagens“ der zu schützenden Dinge in Zeitungspapier, des Naphthalins und der vielen gegen die Motten angepflanzten Mittel. Dann reißt auch für sie der Faden ab. Und sie wissen nicht einmal genau, wie so ein Mottenhaas aussieht, sonst hätten sie nicht nach jedem armen Federling, den sein Mißgeschick in eine Stube der Menschen verschlagen hat.

Und doch gebe es da Vieles und Merkwürdiges zu wissen, was aber ganz vergangen ist im Staub der Wissenschaften, trotzdem es uns helfe, immer wieder erneute Leben gehört.

Gewiß, die Motte, die unsere Wollfächer als ihr Eigentum betrachtet, ist ein Kleinschmetterling, eine Form mit dem hübschen Namen *Tinea*, aus einer Familie von 1500 verschiedenen Formen. Sie selbst wäre ganz gleichgültig für unser Wirtschaftsleben, wenn sie nicht einer vierzehn- bis sechzehnbeinigen Raupe das Leben

schenken würde, die sich darauf versteift, Pelze, Federn, vor allem aber Wolle zu fressen und sich aus den Resten, welche sie übrigläßt, ein sehr wenig gefälliges Gespinnst anzufertigen, aus dem wieder der Schmetterling aufersteht, der des Tages Licht scheut (darum ruht das Lästchen und Sonnen der Kleider) und nur im Dämmern oder im künstlichen Licht fliegt, das für ihn keines zu sein scheint. Denn er nimmt davon gar keine Notiz. Das alte Wort von der Motte, die ins Licht fliegt, paßt für die Kleidermotte am allerwenigsten; dagegen trifft es für die vielen reizenden, manchmal märchenhaft schönen, in Kupfer- und Goldkleidern einherliegenden Eulchen und Spannern zu. Aber die sind in der Naturgeschichte der „Gebildeten“ auch im großen und dunklen Sammelbegriff der „Motten“ untergebracht, wenigleich sie im Wesen und in der Lebensweise nichts mit ihnen zu schaffen haben.

Jetzt ist die Motte ein richtiges Zivilisationsgeschöpf, noch weit mehr ein „Haustier“ und Begleiter des Menschen wie die Fliege oder die Küchenfliege. Sie hat sogar „Kulturarten“ hervorgebracht, und es gibt eine Pelzmotte, die sich auf Wintermantel und Pelzwerk spezialisiert, eine Tapezierermotte, deren Raupen in den Polstern und Sofas ihr Unwesen treiben, die eigentliche Kleidermotte, die der große Wollfeind ist, schließlich sogar eine Federmotte, die sich im besonderen an den Federbetten vergreift, wenigleich von diesen allen nur die Kleidermotte zu wirklicher Bedeutung gelangt ist.

Zu welcher, darüber geben neueste Untersuchungen von E. Tilsch a. d. einen wahrhaft erschreckenden genaueren Einblick. Um sie zu verstehen, muß man zunächst wissen, daß jede Mottenmutter nach ihrem, meist im dunklen Schrank abgehaltenen Hochzeitstag hundert Eier legt, von denen sich, auch wenn man viele ungünstige Umstände in Betracht zieht, immerhin fünfzig wieder bis zur Fortpflanzung zu entwickeln pflegen.

Haben nun die Menschen einen Geburtenüberschuß des weiblichen Geschlechts, so sind die Motten umgekehrt in der von vielen Menschen beneideten Lage, überwiegend Söhne in die Welt zu schicken. Unter zehn Mottenkindern sind durchschnittlich sieben Knaben. Wäre dem nicht so, so wäre es wohl kaum möglich, Wollfächer aufzubewahren, denn der Lebenszyklus einer Motte währt nur 90 Tage, so daß sich die Angriffe der Käupchen auf unser Gut viermal im Jahre wiederholen.

Ein im Januar zur Welt gekommenes Weibchen wird also im März von etwa fünfzig Nachkommen überlebt, unter denen nur an siebzehn Weibchen sind. Aber im Mai ist die Ahnenschar schon auf 280 Weibchen gewachsen, im Herbst auf nicht weniger denn 4660 und ein Jahr später knabbern im großen Wollmagazin der Menschheit von dieser einen Urgroßmutter lustig an 233 000 Käupchen, vorausgesetzt daß wir untätig zuschauen würden.

Tilsch a. d. hat nun durch genaue Beobachtungen ermittelt, daß eine Raupe bis zu ihrer Verpuppung 45—99 Milligramm Wollstoff zerstört, woraus sich ergibt, daß die gesamte Nachkommenschaft einer einzigen Kleidermotte binnen einem Jahr rund 49 Kilogramm Wolle in Staub verwandelt!

Die kleine *Tinea* ist also ein nicht zu unterschätzender Feind des Menschen. Wie alles in der Natur, ist auch sie, schwach im einzelnen, durch das Gesetz ihrer Wiederholung, einer der mächtigsten Faktoren im großen Kreislauf, der nur bestehen kann aus Aufbau und Zerstörung. Uns mag es im engen Kreis unserer wirtschaftlichen Nöte unduldsam sein, mit einem solchen kleinen Licker zusammen haufen zu sollen, und unsere Lebensnotwendigkeit gibt uns das Recht, den gefährlichen Kleiderfeind mit allen Mitteln zu vertilgen. Wäre er aber nicht, so wäre doch eine Lücke in der Gesamtnatur: die Wolle, die kaum verweslich ist, bliebe übrig und würde sich im Lauf der Zeiten bis zur Störung anhäufen; das kleine Tier, das sie in Stille und Dunkel zernagt, ist daher ein winziges aber notwendiges Rad im ganzen Weltgetriebe, das dem All wiedergibt, was aus dem All gekommen ist.

Hüttenwerke.

Hochwerke, wir grüßen euch —

Wie ihr sieglend ragt aus dem Dunkel der Nacht!
Menschliche Hände erkufen euch,
Daß ihr werden solltet gebärende Macht;

Türmen Träger auf Träger und Stein auf Stein,
Nun strebt ihr als Denkmal ins Weltall hinein
Und redet von unserem Schaffen.

Wie unaufhörlich die Drahtseile gehn —
Und Rädergerassel und Wagengebröhl —,
Glückstammen jubeln in Nächten hinein
Von unseren Mähen, von unserem Sein.

Jahrtausende zwang unser Arm zum Licht
In Hämmern und Krachen! Hört ihr es nicht?
Seht ihr die Leiber der strahlenden Helden,
Die uns die herrlichsten Siege werden,
Siege der Arbeit drängen zum Licht.

Wie — dort im Westen noch Abendglut?
Zürst du, Gefunkel der Sterne? —
Hochwerke rauschen Licht und Feuersflut
Und schleudern Kränze zu des Himmels Ferne.

Christoph Wieprecht.

Hellssehen und Gedankenlesen.

Chemie und Physik gelten im allgemeinen als zwar sehr nützliche, aber auch höchst langweilige Wissenschaften. Wie man sie für alt und jung durch Spielereien interessant und durch selbst angestellte Versuche für Unterhaltung und Belehrung fruchtbar machen kann, hat Dr. Albert Neuburger in seinem „Ergötzlichen Experimentierbuch“ (Verlag von Ullstein u. Co., Berlin) gezeigt. Er hat ihm jetzt im selben Verlag einen 2. Teil folgen lassen, betitelt: „Heitere Wissenschaft“, der mit gleichen Mitteln arbeitet, aber sich weitere Ziele steckt. Der Verfasser bringt hier in die Welt der Wunder vor, er zeigt uns die vielfachen Sinnestäuschungen, führt uns in den Zaubergarten physikalischer und chemischer Wirkungen, enthüllt die merkwürdigsten Paradoxe der Wirklichkeit und läßt uns schließlich Einblicke in die geheimnisvolle „vierte“ Dimension tun. Für alle Jirkel, die sich ihr eigenes lustiges und aufklärendes Zauberabenteuer herrichten wollen, besonders für die Jugend ist dies mit vielen veranschaulichenden Abbildungen ausgerüstete Buch eine unererschöpfliche Fundgrube. Die im folgenden wiedergegebene Probe gibt ein gutes Beispiel davon, „wie's gemacht wird“.

Hellssehen und Gedankenlesen kommen schließlich auf ein und dasselbe heraus, bedeuten sie doch letzten Endes nichts anderes als die Fähigkeit, Dinge zu erkennen, die gewöhnlichen Sterblichen verborgen sind. Ob dies nun Dinge sind, die in der Zukunft liegen, oder solche, die an anderen Orten vorgehen, oder gar Dinge, die sich ein anderer denkt, ist ebenso gleichgültig und als bloße Begleiterscheinung aufzufassen, als ob dabei ein wirkliches oder angebliches Schlafwandeln in Erscheinung tritt oder nicht. Zwischen der Hellscherei, wegen des dabei nicht selten in die Erscheinung tretenden Schlafwandels auch *Somnambulismus* genannt, und dem Gedankenlesen, dem „Ferngefühl“, der „Telepathie“, existiert also kein grundlegender Unterschied.

Aber wie überall bei den Dingen, die an der Grenze des Sinnlichen und Ueber Sinnlichen zu liegen scheinen, so ist es auch hier: Hellscherei und Gedankenlesen haben ihre Anhänger, darunter solche von hervorragendem Rufe. Dann aber gibt es auf beiden Gebieten Leute, die die Leichtgläubigkeit anderer ausnützen, sowie solche, die derartige „okkulte Wissenschaften“ zum Gegenstand viel bewunderter, rätselhafter und oft wirklich verblüffender Schaustellungen machen. Einer der berühmtesten Verfechter der Hellscherei war der bekannte schwäbische Arzt und Dichter Justinus Kerner, der sogar ein Buch über die „Seherin von Prevorst“, eine Frau Friederike Hauffe, geborene Wanner, aus dem Dorfe Prevorst schrieb. Justinus Kerner mußte infolge seiner naturwissenschaftlichen Vorbildung eigentlich als guter Beobachter angesprochen werden. Ob er getäuscht wurde, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls grenzen die Dinge, die er erzählt, tatsächlich an Wunder. Ebenso werden einzelne Dinge von Gedankenlesern berichtet, auch solche, die in Schaustellungen vorgekommen sind, die geradezu unerklärlich scheinen.

Schließlich aber geht alles mit natürlichen Dingen zu, und darum brauchen wir uns bei derartigen Ausnahmefällen, deren nähere Umstände überdies gar nicht näher bekannt sind, und für die sich wahrscheinlich auch ganz natürliche Erklärungen finden lassen, nicht weiter aufzuhalten. Sehen wir daher lieber zu, wie man „hellssehen“ und „Gedankenlesen“ kann!

Eines der am wenigsten kunstvollen Verfahren, das aber immerhin verblüfft, besteht darin, daß man in einer Gesellschaft, die nicht allzu klein sein darf, eine Anzahl von Fragen auf Zettel schreiben läßt. Die Zettel werden gefaltet und in einem Hut gesammelt. Dann hält man die Zettel, immer noch geschlossen, an die Stirn, trägt die darin niedergeschriebene Frage laut vor und beantwortet sie sofort. Woher weiß man, was auf dem Zettel stand? Man hat sich auf einem Zettel selbst eine Frage aufgeschrieben, den man in der Hand verborgen hält und beim Hineingreifen in den Hut unter dem Hutfutter verbirgt. Dann zieht man den ersten Zettel heraus und beantwortet zunächst die auf dem eigenen Zettel enthaltene Frage, worauf man den herausgezogenen Zettel öffnet und mit der nötigen Frechheit behauptet, daß man die Frage richtig beantwortet habe. Den geöffneten Zettel legt man beiseite. Nun weiß man aber, was auf ihm stand. Dies spricht man aus, wenn man den zweiten Zettel herauszieht. Gleichzeitig liest man die auf diesem zweiten Zettel enthaltene Frage, die man beim Herausziehen des dritten Zettels ausspricht usw. Mit dem letzten Zettel schmuggelt man den im Hutfutter verborgenen unter die übrigen — kein Mensch wird merken, woher unsere Wissenschaft stammt, jeder wird sich zu der von ihm aufgeschriebenen Frage bekennen und staunen, wie sicher wir sie „gelesen“ haben.

Dieses Verfahren ist, wie erwähnt, zwar verblüffend, aber schließlich ist es doch etwas plump, hat es doch mit den feineren Kenntnissen der seelischen Vorgänge nichts weiter zu tun. Psychologisch bedeutend vertiefter ist ein anderes, das wir in eine etwas ungalante Form kleiden können, indem wir uns wieder einmal anheischig machen, das Alter der Damen zu enthüllen, natürlich gleichfalls auf dem Wege der Gedankenleserei. Als Hilfsmittel hierzu dient uns ein an einem Faden befestigter Ring, den die Dame, die wir uns als Opferlamme erkoren haben, mit ausgestrecktem Arm vor sich hinhalten soll. Unter den Ring wird ein Weinglas geschoben, in das der Ring so hineinhängt, daß er den Rand eben schwach berührt. Wir erklären, daß dieses ein „telepathisches Pendel“ sei, durch dessen scharfe Beobachtung wir instande seien, jeden Gedanken der Person, die das Pendel hält, zu erraten. Nun beginnen wir zu zählen: langsam und feierlich von 1 an bis hinauf in die — zig.

Bei einer Zahl werden wir das Glas leise erklingen hören. Wir zählen ruhig weiter, solange es uns gefällt, vielleicht bis fünfzig oder sechzig, hören dann auf und sagen der Dame auf den Kopf zu, daß sie 32 Jahre alt sei. Bei 32 hat nämlich das Glas geklingert. Es handelt sich hier um nichts anderes als einen bekannten Versuch mit dem Pendel, das durch unbewußte Willensübertragung zum Schwingen gebracht wird. Hier liegt allerdings die Übertragung eines negativen Willens vor. Die Dame will sich nicht verraten, und gerade weil sie nicht will, überträgt sich auch dieser negative Wille auf das Pendel, der Ring beginnt bei der verhängnisvollen Zahl etwas zu schwingen und verrät ihr Alter.

Gehen wir nun zu jenen Arten der Telepathie über, die seit einigen Jahrzehnten vielfaches Aufsehen erregten. Im Saale oder auch, wie es schon häufig geschah, in der Stube wird eine Nadel versteckt. Dem Gedankenleser, der hierbei nicht anwesend ist und in einem Nebenraum von einwandfreien Leuten sorgfältig beobachtet wird, werden dann die Augen verbunden, und nun ergreift er die Hand eines „Mediums“, das eine vollkommen einwandfreie und ihm vollkommen unbekannt Person sein kann, und beginnt zu suchen. Nach kurzer Zeit hat er die Nadel gefunden. Gewöhnlich legt er dabei einen Finger auf den Puls des Mediums. Aber auch das ist nicht einmal immer nötig, handelt es sich auch hier lediglich um eine unbewußte Willensübertragung. An Stelle des Pendels ist der Gedankenleser getreten. Das Medium will ihn nicht führen und führt ihn, ohne es zu merken, doch. Es richtet seine Gedanken auf den Ort, wo sich die Nadel befindet, und wird noch eigens dazu aufgefordert, dies zu tun. Damit ist alles Weitere erklärt. Der Gedanke setzt sich in unbewußte Bewegungen um, es findet ein Kontakt statt, wie zwischen Pferd und Reiter, ein Kontakt, der ja jedem Reiter hinlänglich bekannt ist. Selbst bei losgelassenem Zügel folgt das feinsinnige Tier dem Gedanken, den eine unbewußte Gewichtsverlegung, ein unbewußter unendlich leiser Schenkeldruck überträgt. So fühlt auch der Gedankenleser, ob er sich der versteckten Nadel nähert, und ist das Medium sehr wenig brauchbar — sein Puls beschleunigt sich doch in dem Maße, wie er ihr näher kommt. Deshalb darf es uns nicht wundern, wenn er sie zuletzt mit Sicherheit findet. Er wird sie nicht finden, wenn das Medium in der Absicht, ihn zu „entlarven“ oder zu stören, mit altem Fleiße nicht an den Ort denkt, wo die Nadel verborgen ist. So passierte es einem sehr bekannten Gedankenleser, daß er die Nadel durchaus nicht finden konnte. Auf seine Frage an das Medium, ob es denn auch an die Nadel denke, antwortete dieses: „Das fällt mir gar nicht ein, ich will ja, daß Sie die Nadel nicht finden sollen!“

Rasse und Menschheit.

Prof. Felix v. Luschan hat im Welt-Verlag, Berlin, ein auf Tatsachen beruhendes, im höchsten Sinne aufklärendes und Vorurteile widerlegendes Buch über „Rassen, Sprachen“ veröffentlicht. Es ist geeignet, den Wirrwarr der Rassenfragen wirklich zu klären. Zugleich zeigt es sich in seinen Schlussfolgerungen, die wir hier wiedergeben, im Einklang mit den Geboten wahrer Menschlichkeit.

1. Die gesamte Menschheit besteht nur aus einer einzigen Art: Homo sapiens.
2. Es gibt keine „wilden“ Völker, es gibt nur Völker mit einer anderen Kultur als die unsere; aber es gibt einzelne „weiße Wilde“, rohe, ungebildete und an Tropenklimate leidende Europäer, die sich keine Mühe geben, die Eingeborenen kennenzulernen, unter ihnen wie Wilde haufen und sie in der denkbar grausamsten Weise mißhandeln und ausbeuten.
3. Die trennenden Eigenschaften der sog. „Rassen“ sind im wesentlichen durch klimatische, soziale und andere Faktoren der Umwelt entstanden.
4. Es gibt keine an sich minderwertigen Rassen.
5. Es gibt in jeder Rasse einzelne minderwertige Individuen.
6. Die meisten Rassen sind der Umwelt in vollendeter Weise angepaßt.
7. Eine in ihren körperlichen Eigenschaften einheitliche menschliche Gruppe hatte ursprünglich auch eine einheitliche Sprache. Im Laufe der Zeit ist aber durch Wanderungen, durch Völkerverschiebungen aller Art, durch mehr oder weniger friedliche oder gewalttätige Durchdringung, durch Handel und Verkehr das ursprüngliche Verhältnis fast überall verschwunden, so daß jetzt eine Deckung von Rasse und Sprache nur in ganz seltenen Ausnahmefällen besteht.
8. Der Unterschied zwischen den verschiedenen Rassen ist, besonders was die moralischen Eigenschaften und die Intelligenz angeht, nicht entfernt so groß als der zwischen einzelnen Individuen ein und derselben Rasse.
9. Mischlinge sind (genau wie etwa die unehelichen Kinder) niemals von vornherein minderwertig; sie werden es nur, wenn ihre Eltern individuell minderwertig sind.
10. Die menschliche Gesellschaft hätte es in der Hand, sich vor minderwertigen, d. h. asozialen oder antisozialen Elementen dauernd zu schützen und zugleich ihre Anzahl wesentlich herabzusetzen.

Wissen und Schauen

Die ältesten botanischen Gärten. Zur Zeit Karls V. führte der gesteigerte Verkehr mit Ost und West, die Entdeckung neuer Erdteile, die Gerüche von neuen, unerhörten Krankheiten und wunderbaren Heilpflanzen der Neuen Welt zu einem gesteigerten Interesse für die Pflanzenwelt, aber auch zu einer erhöhten Kenntnis der Pflanzen und zur Einführung zahlreicher neuer Arten, vor allem in Deutschland. Die Pflanzenliebhaber veranlaßte der Wunsch, jene ausländischen Pflanzen genau kennen zu lernen und bei sich wachsen zu sehen, zur rasch wachsenden Erweiterung ihrer Klostergärten, Pastorengärten, Herzogsgärten, Apothekergärten. Schließlich brachte das Gerücht von der mexikanischen Gärtenpracht die alten Sagen von den Lustgärten der Könige Adonis und Alkinoos, von den hängenden Gärten der Semiramis, von den Fruchtgärten der Hesperiden in Erinnerung. Solche Herrlichkeiten wiederherzustellen, schien nicht unmöglich. In Ferrara hatte der Herzog Alfonso d'Este um das Jahr 1500 einen Berggarten angelegt, der weit von sich reden machte. Der Arzt Musa Brassavola legte im Jahre 1533 den botanischen Zuchtgarten zu Padua an. Es folgten weitere öffentliche Pflanzengärten in Pisa (1544), Florenz, Neapel, Bologna (1568). Den ersten öffentlichen Pflanzengarten in Deutschland finden wir zu Königsberg (1551); besonders gelobt wurde der des Arztes Joachim Camerarius zu Nürnberg (um 1570), Heidelberg (1597), Leipzig (1580), Breslau (1587) schlichen sich an; dann entstehen die berühmten Gärten zu Montpellier (1597), Paris (1633), Kopenhagen (1640), Warschau, Upsala, Chelsea (1657).

Diese „botanischen Gärten“ waren, wie Georg Sticker in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ berichtet, je nach der Neigung und Absicht des Gründers von Anfang an mehr Zier- und Prunkgärten oder mehr Ruhgärten, insbesondere Arzneigärten; unter der Pflege und Aufsicht gelehrter Aerzte wurden sie nach und nach, besonders im Anschluß an die Universitäten, wissenschaftliche Pflanzenschulen, zumal am Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Später verwandelten sie sich mehr und mehr in öffentliche Schaugärten, die bald keiner Hauptstadt mehr fehlen durften.

Völkerkunde

Von der versunkenen Osterinsel berichtet ein Aufsatz in Nr. 48 der „Anschau“, dem mehrere Abbildungen beigelegt sind. Die Insel lag im Stillen Ozean gänzlich isoliert, war vulkanischen Ursprungs und gehörte staatlich zu Chile. Schon immer hatte sie, namentlich durch Reste uralter Kultur, wissenschaftlicher Forschung Stoff geboten. Bei dem großen Erdbeben an der chilenischen Küste ist sie gleich einigen kleinen Inseln völlig verschwunden. Vor ungefähr zehn Jahren besuchte ein deutscher Forscher, Dr. Walter Knöche, sie und fand auf ihr zweihundertachtundzwanzig Einwohner. Diese Eingeborenen, Reste einer ungleich größeren Zahl, waren rassereine Polynesier, wie sie sich jedenfalls erst lange nach dem Jahre 1000 n. Chr. hier niedergelassen hatten. Nach alter Tradition hausten vor ihnen hier Menschen, welche als „Langohren“ bezeichnet wurden, und von ihnen stammten die großen Steinbilder oder Moais her, welche das Aufsehen der Forscher erregt haben. Die Polynesier, im Gegensatz zu ihnen „Kurzohren“ genannt, trafen in Kanus ein und brachten Kulturpflanzen mit, wurden zu Diensten gezwungen, empörten sich aber und rotteten die Langohren aus, stürzten auch ihre Steinbilder. Lange trieben sie Schiffsfahrt, bis das Holz zur Erbauung der Kanus ausging. Die wahre Art der ersten Bewohner ist schwer zu deuten. Ganz besonders viel Rätselhaftes bieten ihre Steininseln mit vollkommen ausgebildeter Hieroglyphenschrift, die u. a. auch Schlangenschilder aufweist, während sich doch auf der Insel und dem benachbarten Meere keine Schlangen zeigten, die als Vorbild gedient haben könnten. Ueberhaupt brachte die Osterinsel noch viel Unaufgeklärtes, das für die Wissenschaft von hohem Interesse war, und wir müssen angeichts solcher Mitteilungen tief bedauern, daß sie jetzt wohl auf Nummerwiederkehr geschwunden und damit die weitere Forschung so gut wie abgeschnitten ist.

W. Sch.

Erdkunde

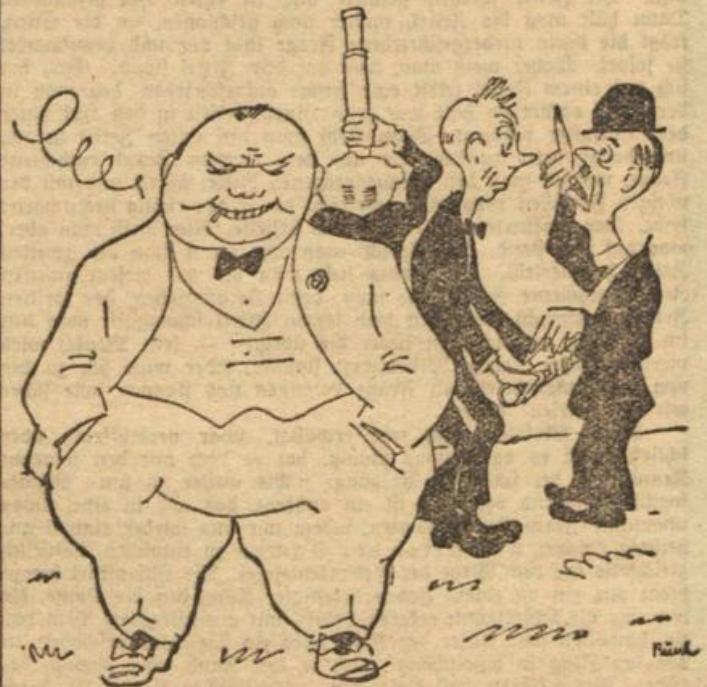
Der Stoffwechsel der Erde. Nach den jetzt geltenden Ansichten, wie sie z. B. Viktor Moriz Goldschmidt aus Kristiania auf dem Naturforschertage vortrug, hat man sich das Innere der Erde als eine Reihe ineinandergesteckter konzentrischer Schalen vorzustellen, deren Inhalt sich nach dem Gesetz der Schwere regelt. Die Hauptmasse des Innern besteht aus Nickel und Eisen; das ist die sogenannte Nife (Ni bedeutet Nickel und Fe Ferrum oder Eisen). Dieser Kern wird überlagert oder besser gesagt eingehüllt von einer Schale, die aus Sulfiden und Oxyden, Schwefel- und Sauerstoffverbindungen des Eisens besteht. Dann kommen die Silikatschichten, das schwerere Simt (Silicium — Magnesium) und das leichtere Sial (Silicium — Aluminium), wie man diese Erdschalen nach ihren hauptsächlichsten Bestandteilen genannt hat. Auf dieser Gruppierung beruht u. a. die interessante Theorie von dem ehemaligen Zusammenhang aller Kontinente, die Professor Wegener aufgestellt hat. Die allerersten Metalle, das Gold, das Platin, das Iridium usw. bilden den allerinnersten Kern der Nife; sie müssen in dem noch flüssigen Magma naturgemäß dem Erdmittelpunkt am nächsten gerückt sein. Niemals werden wir diesen

ungeheuren versunkenen Schatz an Edelmetallen zu Gesicht bekommen, niemals ihn ausbeuten können. Nur in den großen Tiefen bilden sich auch unter dem starken Druck die dichten Kristalle, wie der Diamant, der Korund und vielleicht noch andere, die wir gar nicht kennen. So ist das Erdinnere gefüllt und gespickt mit den kostbarsten Dingen, aber an der Oberfläche haben wir nur die ganz geringe Menge davon, die einmal mit Vulkanausbrüchen oder anderen stürmischen Umwälzungen emporgebracht wurden und seitdem allerlei Umlagerungen erlebt haben. Was aber sonst noch in der glühenden Masse an edlen Schwermetallen geistert, das fidert, dem Befehl der Schwere folgend, immer tiefer hinab und erzieht sich für immer jeden Zugriff. So verarmen die äußeren Lagen auf der Nife, des „Nickel-Eisen-Kerns“, immer mehr. m.

Gesundheitspflege

Wie wird die Schwindsucht übertragen? Wenn wir die Tuberkulose eine Wohnungskrankheit nennen, so wollen wir damit sagen, daß die Gefahr der Ertrankung eine um so größere ist, je ungünstiger die Wohnungsverhältnisse sind. Nachdem wir aber die Tuberkulose als eine durch den Tuberkelbazillus verursachte Infektionskrankheit erkannt haben, müssen wir uns fragen, wie es denn nun kommt, daß der Bazillus in engen Wohnungen mehr Schaden anrichtet als in weiträumigen. Die schlechtere Lüftung allein kann hier nicht die Ursache sein. In der Tat haben Versuche, wie sie im Berliner Hygienischen Institut angestellt wurden, ergeben, daß die Uebertragung der Schwindsucht mit der Geräumigkeit der Wohnung aufs engste zusammenhängt. Auch in der engen Wohnung kann keine Schwindsucht entstehen, wenn nicht ein Tuberkulöser vorhanden ist, der mit seinem Auswurf und beim Sprechen durch die feinsten Speicheltröpfchen die Bazillen verbreitet. Je mehr nun der Gesunde bei dem Kranken wohnt, arbeitet, essen und schlafen muß, desto sicherer wird er die vom Kranken ausgehusteten Tröpfchen und mit diesen die Tuberkelbazillen einatmen! So hat man gefunden, daß ein gesundes Meerschweinchen, das nur wenige Minuten im Hustenbereiche eines Schwindsüchtigen stand, von diesem angesteckt wurde! Besonders schwer bedroht sind natürlich auch die kleinen Kinder, die von tuberkulösen Müttern oder Pflegerinnen gemariet werden. Es ist also vor allem die „Tröpfcheninjektion“, welche die Uebertragung der Schwindsucht bringt. Der sicherste Schutz dagegen wäre die Absonderung der Schwindsüchtigen, sofern sie Bazillen aushusten.

Die Himmelfahrt des Dollars.



„Die Sterne, die begehrt man nicht.“
„Wozu auch, ich hab' sie in der Tasche.“